



Michael  
Niedermeier

## Goethe und der steinige Weg wissenschaftlicher Erkenntnis

Dass die Geschichtsschreibung nicht unbeeinflusst bleiben kann von den in der Entstehungszeit wirksamen Interessen, Sichtweisen und Traditionen, war Goethe klar, wenn schon im *Urfaust* sein Hauptheld feststellt: »Was ihr den Geist der Zeiten heisst, / Das ist im Grund der Herren eigener Geist, / In dem die Zeiten sich bespiegeln« (Vers 224–226). Doch die Zeit- und Interessengebundenheit der Erkenntnis historischer Phänomene bezog sich auch auf naturwissenschaftliche oder archäologische Forschungen. Selbst da, wo es sich anscheinend um rein naturkundliche, etwa geologische Fragestellungen handelte, wirkten weltanschauliche Gesichtspunkte mit, ob das nun dem Einzelnen bewusst war oder nicht.

Goethe interessierte sich für den Granit, er war davon überzeugt, dass »das Höchste und das Tiefste [jeder Gebirgsart] Granit sei, daß diese Steinart [...] die Grundfeste unserer Erde sei«<sup>1</sup>. Goethe liebte auch in der Gesteinskunde jene Hypothesen, die sich gegen eine Entstehungsgeschichte mittels gewaltsamer Vorgänge aussprachen, denn man müsse nicht »Fluten und Wolkenbrüche, Sturm und Erdbeben, Vulkane, und was nur sonst die Natur gewaltsam aufregen mag, hier zu Hülfe«<sup>2</sup> rufen. Jean André de Luc etwa meinte in seinen *Geological Travels* (1810), dass die Findlinge in der Lüneburger Heide durch vulkanische Eruptionen ausgeworfen worden seien. Solche Vorstellungen misshagten Goethe so sehr, dass er auf die ihm eigentlich fremde These zurückgreifen musste, die riesigen über Norddeutschland bis an den Harz, Thüringen und Sachsen hinein verteilten Granitfindlinge seien von Eismassen in der Eiszeit gewaltsam herangeschleift worden. Da er schon nicht leugnen konnte, dass die Findlinge in Aussehen und Struktur den skandinavischen Felsen auffällig ähnelten, wollte er wenigstens keine gewaltsam-revolutionäre Vorstellung (einer im naturwissenschaftlichen Wortsinn: [Rück-]Umwälzung) gelten lassen. Zudem war ihm glaubhaft berichtet worden, dass noch immer »bei eintretendem Früh-

ling große Eismassen, mit Granit beladen, den Sund heeringeschwommen«<sup>3</sup> kämen. 1828 aber richtete sich das Interesse der Mineralogen auf mehrere übergroße märkische Findlinge, die nach dem Buskam, rund 300 Meter vor Göhren in der Ostsee gelegen, als die größten Europas gelten. Es waren dies einmal der so genannte Amtstein auf einer Anhöhe unweit von Oderberg an der Alten Oder, rund zehn Kilometer von Bad Freienwalde gelegen, und die Markgrafensteine in den Rauener Bergen, südlich von Fürstenwalde. Da die Vorstellung vom Transport kristalliner Gesteine von Skandinavien nach Norddeutschland, auf die Größe dieser Findlinge angewandt, nur tumultuarisch-umwälzende Geschehnisse voraussetzen konnte, kam Goethe auf seine alte Lieblingsidee zurück, dass die Granitfindlinge aus einem im Norden jetzt nicht mehr sichtbaren »Urgebirg« stammten. So endete Goethe seinen Aufsatz über *Granitarbeiten in Berlin* mit der Bemerkung: »Glücklich würden wir uns schätzen, wenn Granit hier wirklich in seiner Urlage entstehend gefunden würde, und wir uns der bescheidenen Auflösung eines bisher allzu stürmisch behandelten wichtigen geologischen Problems näher geführt sähen.« Goethe verwarf nun nämlich die bisher vertretene Ansicht über einen Transport *sämtlicher* Findlinge durch gewaltige Eismassen aus dem Norden und wandte sich der Theorie des Freiburger Mineralogen Abraham Gotthold Werner zu, der die Entstehung der Landschaftsform allein dem Wasser zuschrieb. »Mir mache man aber nicht weis, daß die in den Oderbrüchen liegenden Gesteine, daß der Markgrafenstein bei Fürstenwalde weit hergekommen sei; an Ort und Stelle sind sie liegen geblieben, als Reste großer in sich selbst zerfallener Felsmassen.«<sup>4</sup> Die Findlinge seien demnach Reste der von Wassereinflüssen ausgewaschenen ursprünglichen Gebirgsbildung. Der »Landgrafenstein«, wie Goethe an anderer Stelle dann schrieb, sei nunmehr geradezu »das sicherste Zeugnis, daß es dem nördlichen Deutschland am Urgebirg nicht fehlte«<sup>5</sup>.



Aber auch in anderer Hinsicht waren diese Findlinge nicht einfach nur große Mineralien, sie besaßen seit mehreren Jahrhunderten eine Aura des ›Vaterländischen‹. Goethes mineralogischer Briefpartner Preen nannte sie geradezu »vaterländische Mineralien«<sup>6</sup>. Selbst wenn Goethe sich, anders als in seiner Jugendzeit, diesen romantischen Überlieferungen gerne entzog und seine Bemerkung von »Werth und Würde«<sup>7</sup> des Granit vor allem auf die Größe und die Gesteinsart bezogen haben wird, beeinflussten und überformten manchmal die Legenden doch den Umgang mit den ›Mineralien‹ beträchtlich.

Der Große Stein bei Oderberg, ursprünglich 600 Tonnen schwer, wurde 1825 bis 1828 gespalten, als der Steinschleifer Christian Gottlieb Cantian, der spätere Berliner Stadtrat, Bauinspektor und Stadtälteste, für den Lustgarten in Berlin die riesige Granitschale schaffen sollte – jene, die als ›Weltwunder der Biedermeierzeit‹ zu der Attraktion Berlins wurde (›Berliner Suppenschüssel‹). Das Material erwies sich allerdings als zu spröde und zu weich, so dass man den 780 Tonnen schweren Großen Markgrafenstein bei Fürstenwalde, der aus rotem Granit bestand, verarbeitete. Goethe wusste natürlich, dass der einheimische Granit in dieser Zeit gerade auch für die Postamente der Denkmäler der herausragenden Persönlichkeiten entdeckt worden war. Den Granit nutzte man erstmals, um die »feste Burg« des Luther-Denkmal auf dem damaligen Neuen Markt in Wittenberg zu gestalten. Goethe schrieb explizit, dass der »Wert dieser edlen Gebirgsart, wie sie von den Alten hochgeschätzt worden, auch nunmehr bei uns anerkannt« sei. Wenn sich die Architekten und Steinmetze in Mittel- und Norddeutschland nun entschlossen, einheimischen Granit zu verwenden, ja dazu die großen Findlinge zu nehmen, taten sie das allerdings nicht nur unter mineralogischem oder technologischem Aspekt: Sie wussten um deren Aura. David Gilly, der preußische Oberbaurat, reflektierte den besonders beim alteingesessenen märkischen Adel vorherrschenden Eifer, die alten germanischen oder wendischen Grabmäler aus Findlingen mit ihren Herrensitzen in Verbindung zu bringen. Über die Gegend um Steinhöfel, wo sich die Markgrafensteine befinden und wo er um 1790 gemeinsam mit seinem Sohn Friedrich den neu erworbenen Sitz des Hofmarschalls von Massow ausbaute, schrieb er:

*»Es läßt sich wohl begreifen, wie diese Steine den Bewohnern der Gegend als außerordentliche Gegenstände erscheinen und Anlaß zu Dichtungen und Verzauberungen und*

*verwünschten Schlössern geben konnten. Etwas Rauhes und Ödes in der Gegend, wo sie liegen, befördert dies vielleicht, und die Sagen werden dem Wanderer noch jetzt von dem Landmann mit auf die Reise gegeben. Überhaupt trägt das Land umher Spuren des grauen Altertums, die das Romanhafte erwecken. Man sieht viele, mitunter sehr große und recht merkwürdig angelegte Grabstätten der alten Wenden, welche ehemals hier hausten. Besonders die Waldung und Höhe des Gutes Steinhöfel ist bedeckt mit solchen Begräbnissteinen, darunter häufig Urnen mit Asche p.p. gefunden werden. – Man wandert unter diesen verödeten Denkmälern eines sonst hier hausenden, zahlreichen und tapferen Volkes und blickt mit sonderbarer Stimmung über die stille Gegend bis zu den Ufern der Spree hin, wo sich am Horizont die ansehnlich hohe Bergkette von Rauden in ein schönes Blau erhebt.«<sup>8</sup>*

Der berühmte Historiker Johann Christoph Beckmann aus Frankfurt an der Oder machte sich maßgeblich für eine germanische Untersetzung der askanischen und märkischen Geschichte stark. Er bezog erstmals Bodendenkmäler mit in die Geschichtsbetrachtung ein, und zwar auf den Spuren der skandinavischen und englischen Geschichtsschreibung und im Gegensatz zu den meisten deutschen Historikern vor ihm. Noch in Fontanes Roman *Vor dem Sturm* liegt der ›Beckmann‹ im germanischen Museum des Pfarrers Seidentopf immer griffbereit, um zu beweisen, dass die Mark »nicht nur von Uranfang ein deutsches Land gewesen, sondern auch durch alle Jahrhunderte hin geblieben ist«<sup>9</sup>.

Beckmann also untersuchte mit Vorliebe die Steinkreise und Findlinge und deutete sie vorzugsweise als germanische Kultstätten. Mehrfach betrachtete er dabei die Findlinge um Steinhöfel und besonders um Oderberg, die dann Anfang des 19. Jahrhunderts zur Materialgewinnung für Säulen, Brücken oder Tischplatten genutzt wurden.

Selbst Aloys Hirt, ein Klassizist reinsten Wassers, beschäftigte sich nach 1800, der Zeitströmung folgend, gelegentlich mit den Denkmälern der nordischen Völker.<sup>10</sup> Der Rezensent der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek* lobte: »Mit vieler Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Belesenheit, welche niemand dem Verfasser absprechen wird, behandelt er hier einen Gegenstand, der in der neueren Zeit durch die Liebhaberey, welche viele von Deutschlands trefflichsten Köpfen für die Denkmäler der nordischen Völker äußerten, öfter zur Sprache gebracht, und für jeden Freund des Studiums der Vorzeit allerdings



nicht ohne Interesse ist.«<sup>11</sup> Vielleicht bietet auch Cantians Lithografie des Markgrafensteins, die er an Goethe gesandt hatte, einen Hinweis auf die ›waterländische‹ Aura des Findlings:<sup>12</sup> Es hat den Anschein, als ob die auf dem Stein sitzende Person – im Gegensatz zu den unten stehenden zylindertragenden Herren – die typische patriotisch-altdeutsche Kleidung mit dem ausladenden Barrett trägt, wie wir sie von den Gemälden Caspar David Friedrichs her kennen. Auch Friedrich hatte ja Findlingsgräber als Symbole altdeutscher Freiheit gemalt.<sup>13</sup> Für Cantians ›waterländische‹ Deutung der märkischen Findlinge spricht immerhin die Tatsache, dass er 1820 – also fast zeitgleich – im nahen Freienwalde auf dem »Ruinenberg« ein feldsteinernes Denkmal gesetzt hatte; es war den hier von Leopold von Reichenbach gefundenen frühgeschichtlichen Urnen und ›Opfersteinen‹ gewidmet und trug die Aufschrift: »Uralte teutsche Vorfahren, sanft ruhe hier eure Asche mit Blumen und Früchten gedeckt!«<sup>14</sup>

Wie stark ein solches Denken gerade in dieser Zeit in den Köpfen des patriotischen märkischen Adels verbreitet war, zeigt auch das Beispiel von Reichenbachs Freund Friedrich Ludwig Karl Graf Fink von Finckensteins, der in Fontanes *Vor dem Sturm* als Graf Drosselstein literarische Berühmtheit erlangt hat. Finckenstein, der von Friedrich II. zu Unrecht aus dem Dienst geworfen worden war, hatte sich auf seinem Landgut in Alt-Madlitz als Kenner der antiken Kunst, als Gartengestalter, dann als Förderer der romantischen Künstler, aber auch als Gegner der Franzosen und als konservativer Gegner der Hardenberg'schen Reformen hervorgetan. Unter anderem ließ Finckenstein ein modernes Familiengrab, den Herzberg, in Form eines vorzeitlichen Steinkreises gestalten. Die Granitfindlinge, ebenfalls nur wenige Kilometer von den Markgrafensteinen entfernt, sollten an die germanisch-heidnische Vorzeit erinnern. Indem die Steine die Grabmäler des Grafen und aller seiner Kinder darstellten, wurde der Steinkreis zum Sinnbild der Genealogie der Finckensteins, gleichzeitig aber auch Denkmal künftiger Verheißung, nämlich der Wiedergeburt von Freiheit und Tugenden der alten Germanen, natürlich unter der Führung des alten Adels.

Nach Überlieferung von Gustav Fintelmann, dem königlichen Hofgärtner, ließ Finckenstein im Zentrum des Steinkreises unter einem der Findlinge sein eigenes Herz beisetzen.

Einem solchen Versuch, sich durch eine fiktive Genea-

logie und durch Zuhilfenahme von scheinbar echten Fundstücken aus der Vorzeit eine stärkere Verwurzelung in der ›angestammten‹ Erde und damit eine bleibende Legitimation zu verschaffen, war Goethe selbst in jungen Jahren bereits in Sachsen-Weimar begegnet, ja er hatte eine solche Legende sogar kräftig mitbefördert. Im Ilmtal wurde bei der Gestaltung der Parkanlage von Tiefurt die Landschaft durch die Deutung einer altsächsischen, ›germanischen‹ Abstammungslinie wehevoll aufgeladen. Die Hofdame »Thusnelda« Göchhausen schrieb im *Journal von Tiefurt* über die Herkunft des Eckbert von Tiefurt, der sich nach Aussagen der Oberweimarer Chronik im 12. Jahrhundert im Kampf für den Landgrafen Hermann von Thüringen gegen Philipp von Schwaben geopfert hatte und der nun in Carl August, Knebel, Goethe und August von Gotha würdige ›teutsche‹ Nachfahren fand. Die Erzählung gipfelt in Ritter Eckberts Beschreibung der Grabhügel seiner ›germanischen‹ Vorfahren, die gleichsam eine enge Verknüpfung der Vorzeit mit der Ritterzeit und der Gegenwart lieferte:

*»Von je her wohnten hier meine Voreltern. Alles ist mir hier lieb! Die Burg stehet schon dreyhundert Jahre. Die Bäume dort pflanzte mein Vater; jene Eiche mein Großvater. Der Stein Rossel auf der Anhöhe war das Grabmahl meiner Voreltern, als sie noch Heyden waren. Neulich pflügt der Knecht dort ohne Vorsicht, pflügte einen Aschentopf und Streit-Axten hervor; ich liese sie wieder sorgfältig einscharren.«<sup>15</sup>*

Die Tiefurter Gartengestalter bauten dementsprechend den »Stein Rossel« bedeutungsvoll in den landschaftlichen Gartenraum ein. Auch Goethe selbst verband das Tal und die Felsen an der Ilm mit dem Gedächtnis der Barden-Zeit;<sup>16</sup> die »in unserm Thüringen nicht selten Grabhügel«<sup>17</sup> waren von alters her als ›germanische‹ Kultstätten bekannt.<sup>18</sup>

Im Alter fiel er dann selbst noch einmal auf eine solche Legende herein. Die Mecklenburger Herzöge leiteten sich genealogisch von wendischen Fürsten her. Carl von Mecklenburg-Strelitz, Schwager des englischen Königs Georg III. und Vater der späteren preußischen Königin Luise, legte seit 1771 Hohenzieritz als Park an, wobei er insbesondere altslawische Funde wie das hier vermutete »Heiligthum von Rethra« im »Heiligen Hain« mit Waldaltar, bronzezeitliche Hügelgräber, Reste einer frühdeutschen Burg mit »Hexenstein« oder das Denkmal eines »wildes Mannes« als Belege der ›uralten‹ Ableitung einbezog. Wie sein Gutsnachbar, der frühere Oberstallmeis-



ter am Hofe des Prinzen Heinrich, Joseph von Maltzan, welcher auf einer alten Burgwallinsel im Großen Penzliner Stadtsee einen englischen Garten anlegte, stellte auch er sein Geschlecht in vorzeitliche Tradition. Um dies zu erreichen, fälschte man skrupellos. So erschienen ab 1768 Publikationen über – wie Goethe noch 1809 glaubte – »früher merkwürdige, halbgeschmolzene, eiserne, größere und kleinere Götterbilder«<sup>19</sup>, die so genannten Prillwitzer Idole. Auch sie waren Fälschungen, die gewiss mit Wissen der Herrschaft hergestellt und dann öffentlichkeitswirksam ausgegraben wurden.<sup>20</sup> Mit Interesse verfolgte Goethe die nordischen Forschungen, für die sich nach dem Ende des Alten Reiches ein großes »vaterländisches« Interesse rührte.

Erst als Goethe bereits gestorben, wurden die »wendischen Idole« als Fälschungen entlarvt. Sie verschwanden auf einem Dachboden und staubten bis 1988 vor sich hin, wo sie dann in einer Ausstellung in Neubrandenburg als Kuriosität gezeigt wurden.<sup>21</sup>

1 Goethe: Die Schriften zur Naturwissenschaft. Vollständige [...]

Ausgabe, hrsg. im Auftrage der Dt. Akademie der Naturforscher zu Halle (Leopoldina-Ausgabe = LA), I 1, S. 58.

2 Ebd. I 8, S. 171.

3 Ebd.

4 LA I 2, S. 378.

5 Ebd., S. 386.

6 LA II 8A, S. 581.

7 Goethe an Carl August von Sachsen-Weimar, 15. 5. 1828. Goethes Werke. Weimarer Ausgabe (= WA) IV, S. 95.

8 F. Gilly: Essays zur Architektur 1796-1799, hrsg. von F. Neumeyer. Berlin 1997, S. 37.

9 T. Fontane: Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812 und 1813. Vollständige Ausgabe, hrsg. von H. Nürnberger. München 1994, S. 86, 532, 707.

10 A. Hirt: Ueber die Denkmäler der nordischen Völker, in: Sammlung der deutschen Abhandlungen, welche die Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen worden, in den Jahren 1798-1800. Berlin 1893, Anh. 15.

11 In: Neue allgemeine deutsche Bibliothek, 89, 2, 1804, S. 448; den Hinweis verdanke ich Klaus Jan Philipp, Stuttgart.

12 Abgebildet in: Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, hrsg. von K. Richter u. a., Band 18, 2, S. 263.

13 Vgl. J. Hermand: Das offene Geheimnis. Caspar David Friedrichs nationale Trauerarbeit, in: ders.: Sieben Arten an Deutschland zu leiden. Königstein 1979, S. 1-42.

14 Vgl. L. von Reichenbach: Der schöne Garten (1788) und F. L. K. Fink von Finkenstein: Der Frühlingstag im Garten (1811/12). Zwei Gartenlehrgedichte aus der Mark Brandenburg, hrsg. von M. Niedermeier und C. A. Wimmer (Mitteilungen der Pücker-Gesellschaft. NF 12). Berlin 1997, S. 9.

15 »Der Ritter Eckbert von Tiefurt. Nachricht aus dem zwölften Jahrhundert«. Tiefurter Journal (24. Stück, Frühjahr 1782), in: Das Journal von Tiefurt, hrsg. von E. von der Hellen (Schriften der Goethe-Gesellschaft Band 7). Weimar 1892, S. 179-185, hier S. 180.

16 »Festzug dichterischer Landes-Erzeugnisse, darauf aber Künste und Wissenschaften vorführend«. Weimar 18. December 1818. WA I, Band 16, S. 221.

17 Goethe an John, 14. 2. 1814 [Paralipomena]. WA IV, Band 24, S. 360.

18 Vgl. weiter meinen Aufsatz: »Die ganze Erde wird zu einem Garten«. Gedächtniskonstruktionen im frühen deutschen Landschaftsgarten, in: Weimar. Archäologie eines Ortes, hrsg. im Auftrag der Stiftung Weimarer Klassik von G. Bollenbeck, J. Golz, M. Knoche und U. Steierwald. Weimar/Köln 2001, S. 120-175, hier S. 147 f.

19 Goethe an Frau von Stein. 16. 1. 1809. WA IV, Band 20, S. 279.

20 Vgl. Ch. Hinz: Parklandschaft Hohenzieritz. Museum der Stadt Neustrelitz, 1988, S. 18.

21 Ch. Hinz an M. N., 2. 6. 1990.